fochten hat. Man vergesse dabei nicht, daß Herrn Crispi's gegenwärtige Schwierigkeiten hauptsächlich darin ihren Grund haben, daß er den Pflichten gegen den Dreibund, vor allen Dingen in militairischer Beziehung, zu genügen bestrebt ist. Faßt man diesen Punct ins Auge, so wird man gestehen müssen, daß es einen sehr geringen Grad von Patriotismus beweist, wenn deutsche Blätter einen solchen Mann in seiner gegenwärtigen Lage auf das Gehässigste angreifen und an ihrem Theile soviel wie möglich dazu beitragen, seine Position zu erschweren. Viel gehässiger, rücksichtsloser und unpatriotischer sind aber noch die Angriffe gegen den österreichischen Kaiser wegen seiner Stellung zu der ungarischen Civilehefrage. Als es eine Zeit lang so schien, als ob der Kaiser den klerikalen Einflüssen nachgeben wollte, kannte die Begeisterung unserer ultramontanen Presse für den österreichischen Herrscher keine Grenzen. Nachdem er aber das Ministerium Wekerle wieder ins Amt berufen hat, wird er in einer geradezu brutalen Weise angegriffen. Die „Germania" erklärt als sichere Folge seiner Nachgiebigkeit gegen die liberalen Forderungen die Verjagung des Habsburgischen Geschlechtes aus Ungarn. Sie begnügt sich aber nicht mit dieser düsteren Prophezeiung, sondern ruft auch die Strafen des Himmels auf den Herrscher herab, weil er die Dogmen der Kirche verletzt habe. Es ist charakteristisch für unsere klerikale Presse, daß sie sich nicht in die Gedanken eines pflichtbewußten Herrschers hineinfinden kann, daß sie nicht den Sinn dafür hat, daß ein Herrscher die Pflichten gegen das Vaterland über alle anderen persönlichen Auffassungen stellen muß. Wenn irgend etwas, so ist diese Unfähigkeit, dem österreichischen Herrscher in seiner schwierigen Lage gerecht zu werden, ein schlagender Beweis für die mangelnde nationale Gesinnung unserer Klerikalen. Ganz abgesehen davon aber ist es auch im höchsten Grade verwerflich, den Herrscher eines engbefreundeten Reiches in der Weise persönlich zu beleidigen, wie es die klerikale Presse in diesem Falle gethan hat.

Aber auch in der inneren deutschen Politik haben unsere Ultramontanen in der letzten Zeit manchen nicht zu unterschätzenden Beweis ihres Mangels an nationaler Empfindung gegeben. So hat erst vor einigen Tagen Pfarrer Wacker in der badischen Zweiten Kammer den Wunsch ausgesprochen, daß den katholischen Theologen doch gestattet werden möge, auch auf nichtdeutschen Universitäten ihre wissenschaftliche Ausbildung zu erlangen. Der Zweck dieses Wunsches ist doch offenbar der, die jungen Leute durch den Aufenthalt auf fremden Universitäten den vaterländischen Anschauungen völlig zu entfremden. Sind sie erst in Rom oder auf anderen italienischen oder sonstigen Bildungsanstalten, so wird es nicht schwer halten, die geistlichen Einflüsse derartig stark auf sie wirken zu lassen, daß die nationalen Gefühle, die doch schon durch den bloßen Aufenthalt auf deutschem Boden immer wieder geweckt werden müssen, völlig verloren gehen. In derselben Rede hat Herr Wacker die grenzenlose Naivität besessen, die Bitte auszusprechen, die Regierung möchte doch die klerikalen Forderungen bewilligen, damit man endlich an die Lösung der großen socialen Aufgaben herangehen könne. Man findet also, daß derartige Aufgaben vorhanden sind; man sieht ein, daß es für das Vaterland nützlich ist, an ihre Lösung zu gehen: aber man denkt nicht daran, diese Lösung um ihrer selbst Willen in Angriff zu nehmen, sondern man benutzt viel lieber die vorhandene Calamität, um eine Pression auf die Regierung auszuüben und um, wenn möglich, ein kleines Schachergeschäft zu machen. Man stellt also die Sonderinteressen und den Vortheil der Partei über die allgemeinen vaterländischen Interessen, obwohl man diese klar als solche erkennt. Insofern sind die Klerikalen in ihrem Verhalten noch weit hinter die Freisinnigen zu stellen, weil diese nur aus Vornirtheit und aus Mangel an richtiger Erkenntniß opponiren, die Klerikalen aber aus durchaus eigensüchtigen Motiven — trotz besserer Erkenntniß. Diese Taktik ist ja leider schon durch Jahrzehnte lange Erfahrungen bekannt, und insofern ist es nichts Neues, was Herr Wacker gesagt hat: es ist aber darum von Interesse, weil es einmal von zweifellos competenter Seite mit wünschenswerther Offenherzigkeit ausgesprochen worden ist.

Ebenso wie in Baden hat in Bayern das Centrum in der letzten Zeit wiederholt zu Auslassungen im Parlamente sich hinreißen lassen, die einen erschreckenden Mangel an nationaler Gesinnung bewiesen. Es ist anzuerkennen, daß man von Seiten der Regierung den nationalen Standpunct mit Energie vertrat; es ist darum aber nicht minder verwerflich, wenn eine große Partei derartig an dem Gedanken der deutschen Einigkeit sündigt. Man muß nur erwägen, welchen Eindruck derartige Scenen auf das Ausland, insbesondere soweit es Deutschland feindlich gesinnt ist, machen müssen. Man legt da — und wie wir zugeben müssen, mit einem gewissen Recht — viel größeren Werth auf die Auslassungen eines Abgeordneten, als auf diejenigen eines Ministers. Man nimmt an, daß der Minister als Diener des Staates so reden müsse, wie er redet, selbst wenn er in seinem Inneren anderer Meinung ist, daß aber der Abgeordnete frei seine Meinung heraussagt und daß er damit die Meinung des Volkes zum Ausdruck bringt. Und wenn in der That derzeit in Bayern in vielen Kreisen eine gewisse Abneigung gegen die Einigkeit des Deutschen Reiches herrscht, so ist es das Ergebniß der klerikalen Preßhetze, die in dem Blättchen des Herrn Sigl ihre größte, aber freilich nicht gerade sehr duftende Blüthe treibt. Wenn auch Herr Sigl über das Centrum schimpft, so ist diese Partei doch für seine Ausschreitungen verantwortlich zu machen; er verhält sich zur Centrumspartei wie der Anarchismus zu der Socialdemokratie.

Ebenso antinational ist das Verhalten der Centrumspartei gegen die Polen. Man hat in der letzten Zeit oft genug von den maßlosen Ausschreitungen der Polen Notiz nehmen müssen. Diese Excesse waren so arg, daß sogar ein Theil der freisinnigen Presse von ihrem polenfreundlichen Anschauungen abgekommen ist — und das will bekanntlich viel sagen. Die Centrumspresse aber hält nach wie vor ausnahmslos den Polen die Stange, obwohl diese in ihrem Uebermuthe nicht davor zurückschrecken, auch gelegentlich ihren Gönnern ins Gehege zu kommen und auf klerikalem Revier zu jagen. Dadurch aber läßt sich die biedere Centrumspresse nicht abschrecken. Sobald ein Pole mit einem deutschen Candidaten, welcher Partei auch immer der Letztere angehören möge, in die Stichwahl gelangt, wird es von der Centrumspresse als Ehrenpflicht jedes deutschen Katholiken erklärt, für den polnischen Candidaten einzutreten und den deutschen Bewerber niederzustimmen. Wenn dann etwa ein deutschgesinnter Mann die deutschen Katholiken des betreffenden Kreises daran erinnert, daß sie doch in erster Linie Deutsche seien, wird er wegen einer solchen Naivität in der Centrumspresse weidlich verspottet. Hier ist eben, wie in all' den Fällen, die wir angeführt haben, der Gedanke maßgebend, daß die klerikalen Interessen unbedingt allen anderen Erwägungen vorzugehen haben. Darum lassen sich Klerikalismus und Patriotismus schlechterdings nicht mit einander vereinigen. Und darum ist an eine gedeihliche Weiterentwickelung unseres Vaterlandes nicht eher zu denken, als bis die überwiegende Macht des Centrums gebrochen ist. Wann dieser Zeitpunct eintreten wird, ist nicht abzusehen. Aber er wird eintreten, und dann wird sich zeigen, welche Macht der vaterländische Gedanke im deutschen Volke hat.

Deutsches Reich.

ss. **Berlin**, 19. Juni. Zu den Aufgaben, die niemals ganz befriedigend gelöst werden können, aber doch jederzeit im Auge behalten werden müssen, gehört die Regelung der Gefängnißarbeit. Zur Zeit bildet die Art der Beschäftigung der Sträflinge den Gegenstand bitterer Klagen des Mittelstandes in ganz Deutschland, obschon keineswegs Gleichmäßigkeit herrscht und in Bayern z. B. ein von dem preußischen und dem sächsischen stark abweichendes System besteht. Allerneuestens haben unsere geschätzten Stammesbrüder und Mitbewerber jenseits des Canals mit der deutschen Gefängnißarbeit sich zu beschäftigen begonnen, und dem Parlament hat bereits ein von der Regierung abgelehnter Initiativantrag vorgelegen, laut welchem deutsche, in Gefängnissen erzeugte Waaren, wenn sie in England Eingang suchen, neben dem bekanntlich die englischen Erwartungen so gar nicht rechtfertigenden famosen „made in Germany" den Vermerk „Prison made" oder „Prison labour" zu tragen hätten. Diese englische Liebenswürdigkeit gilt natürlich nicht der Gefängnißarbeit, sondern bezweckt die Chicanirung der deutschen Einfuhr überhaupt, sie darf aber wohl den Anlaß bieten, die deutschen Beschwerden über die Concurrenz der Gefangenanstalten mit erhöhtem Interesse anzuhören. Im welchem Maße dieser eigenartige Wettbewerb der freien Arbeit gefährlich wird, ist nicht festgestellt. Es fehlt an zuverlässigen Angaben über die Masse, den Werth und die Natur der in den Verkehr übergehenden Gefängnißerzeugnisse. Indessen ist die Berechtigung der Klagen, speciell des Handwerks, in der Reichstagssession 1891/92 von dem Staatssecretair v. Boetticher mit dem Hinweis anerkannt worden, daß es sich um eine Angelegenheit handele, deren Ordnung den Einzelstaaten zustände. Es ist nicht bekannt geworden, ob der größte Bundesstaat seitdem der Frage energisch näher getreten ist und insbesondere in Erwägung gezogen hat, ob der von ihm bevorzugte Privatbetrieb der Gefängnißarbeit dem von der Wissenschaft und auch vom deutschen Handelstag empfohlenen eigenen Regiebetrieb Platz zu machen habe. Der Regiebetrieb — es ist dies noch nicht vollständig erwiesen — mag sich weniger einträglich gestalten, als der Privatbetrieb, aber der finanzielle Gesichtspunct kann bei der Sträflingsarbeit, die in erster Reihe aus rechtlichen und sittlichen Gründen gefordert wird, nicht ausschlaggebend sein. Der Staatsbetrieb giebt es den Gefängnißverwaltungen in die Hand, durch Auswahl der Arbeitsart und Festsetzung der Verkaufspreise den Druck auf die Preise der freien Arbeit, wenn nicht aufzuheben, so doch wenigstens beträchtlich zu mildern. Bei dem Privatbetrieb muß, wenn überhaupt ein nennenswerther Ertrag erzielt werden soll, die Bestimmung der Erzeugnisse im Wesentlichen und die der Verkaufspreise ganz und gar den Pächtern der Gefangenenarbeit überlassen werden. Wenn die Gefängnisse für die Bedürfnisse anderer Staatsanstalten rationell arbeiten sollen, gebietet sich der Staatsbetrieb von selbst. Die Beschäftigung im Staatsauftrage wird von vielen Seiten dringend empfohlen und ist, entsprechende Leistungsfähigkeit der Gefängnißarbeit vorausgesetzt, überall am Platze, wo es sich um neuen Bedarf handelt. Im anderen Falle scheint es zweifelhaft, ob der Staat als Consument gut thut, den Ersatz von freier Arbeit durch Gefängnißarbeit direct zu begünstigen. Einigermaßen befriedigend kann die Frage nur gelöst werden, wenn man davon ausgeht, daß die Sträflingsarbeit ein nothwendiges Uebel sei, dessen Wirkungen auf das freie Gewerbe so weit als nur immer möglich abgeschwächt werden müßten.

‡‡ **Berlin**, 19. Juni. Im gegenwärtigen Augenblick, wo die Frage des Schutzes der Handwerker gegen den Bauunternehmungsschwindel das Interesse der betheiligten Kreise lebhaft in Anspruch nimmt, dürfte der Hinweis auf die Thätigkeit einer Gesellschaft zeitgemäß erscheinen, von welcher der soeben erschienene „Bericht über die Wirksamkeit des Berlinischen Bürger-Rettungs-Instituts und der mit demselben verbundenen Stiftungen pro 1888 bis incl. 1893" handelt. Das dem großen Publicum eigentlich wenig bekannte Institut hat den Zweck, durch Gewährung von Darlehen an wirthschaftlich bedrängte gewerbetreibende Mitbürger diesen, wenn möglich, wieder aufzuhelfen, ihnen also im volkswirthschaftlichen Sinne Rettung zu bringen. Voraussetzung für die Darlehensgewährung ist in erster Linie der erbrachte Nachweis einer mindestens sechsjährigen Selbstständigkeit des Gewerbebetriebes. Auch in dem Berichts-Zeitraum konnten alle Gesuche, die geeignet befunden wurden, durch Gewährung der gewünschten Mittel berücksichtigt werden, das sind 638 aus einer der näheren Prüfung unterzogenen Zahl von 925 Gesuchen. Eine große Zahl der Petenten waren, wie schon bemerkt, Bauhandwerker, vornehmlich Tischler. Insgesammt wurden in dem erwähnten Zeitraume an Darlehnen 279 765 ℳ, also durchschnittlich an jeden einzelnen Empfänger rund 439 Mark gezahlt. Mit nur wenigen Ausnahmen waren die Darlehnsempfänger bemüht, ihren Verpflichtungen dem Institute gegenüber nachzukommen. Die bis 1892 noch nicht zurückgezahlten Darlehnsreste der infolge von 1870/71 erlittener Verwundungen von Unterstützten sind niedergeschlagen worden. Eine Person erhielt ein nicht rückzahlungspflichtiges Darlehn. Ist auch die hilfreiche Thätigkeit des Bürger-Rettungs-Instituts, zu dessen beitragenden Mitgliedern auch der Kaiser gehört, nur in beschränktem Kreise wirksam, so liegt doch die segenbringende Bedeutung desselben so auf der Hand, daß man sie in einer Zeit zunehmender Verschärfung der socialen Gegensätze nicht ignoriren soll.

△ **Berlin**, 19. Juni. Ein Schmerzensschrei an die Eisenbahnverwaltung geht uns zu, der zunächst nur auf Berliner Verhältnisse sich bezieht, aber, wie wir aus zahlreichen Klagen in der Presse entnehmen, auch auf alle größeren Provinzialstädte zutreffend ist. Es handelt sich um die immer zunehmende Unfähigkeit, den Eisenbahnverkehr großer Städte mit ihren Vororten an Sonn- und Festtagen, sowie an sonstigen Tagen, wo ein ungewöhnlicher Andrang stattfindet, zu bewältigen. Eine uns zugehende Zuschrift, die wir aus eigenen Erfahrungen als durchaus zutreffend anerkennen müssen und die Jeder bestätigen wird, der diese Verhältnisse kennt, äußert sich in folgender drastischen, aber keineswegs übertriebenen Weise: Wer bei Beginn der besseren Jahreszeit die Eisenbahnen nach den Vororten an Feiertagen mit schöner Witterung benutzt, erlebt jedesmal Scenen des höchsten Aergernisses. In den Mittags- und namentlich den Abendstunden bei der Rückkehr strömen dichte, aufgeregte und ängstliche Menschenmassen an allen Stationen auf die meist schon besetzt ankommenden Züge ein. In Wagenabtheilungen, die für zehn Personen berechnet sind, drängen sich zwanzig und dreißig zusammen. Beamte, die diesem Unfug abwehrten, sind nicht vorhanden, dazu ist kein Geld da. Mit grinsendem Behagen sehen die paar Stationsbeamten zu, wie sich das da drängt und zusammenpackt. Unausgesetzt giebt es grobe Zänkereien, auch Hauereien als erbauliche Sonntagserholung. Wenn nur wenigstens gerüttelt volle Züge endlich glatt durchgingen, aber Gott bewahre! An jeder Station wird wieder gehalten, und wenn gar einmal ein einziger Unglücksworm aussteigt, stürmen an das bereits mit gut zwei Dutzend Menschen besetzte Kämmerchen weitere Schaaren heran, welche der Meinung sind: Ei, da giebt's ja Platz. Kinder werden auf die Netze für das Handgepäck gesetzt, wohl auch unter die Bänke geschoben. Unter den dicht zusammen gerammelten Menschen, die an die Coupéthüren heranbrängen, sieht man auch Weiber mit großen Körben, Leierkastenmänner mit Affen und dergleichen. Wenn es sich um Gänse oder Kälber handelte, wäre der Thierschutzverein und die Polizei längst eingeschritten. Aber es sind ja nur Menschen. Man stelle sich einmal vor, in solchen überfüllten Zügen entstände ein Eisenbahnunfall, die kühnste Phantasie könnte sich nichts Grauenhafteres ausdenken. Wenn in einem Pferdebahnwagen oder Omnibus, wo an der nächsten Straßenecke ohnehin dieser oder jener aussteigt, eine einzige „lumpige" Person zu viel einsteigen will, wehrt der Schaffner streng ab, weil sonst der Schutzmann kommt und aufschreibt. Aber einer Staatsverwaltung gegenüber ist das freilich etwas anderes! Der Staatsbürger, der glaubt, sich durch seine Fahrkarte einen menschenwürdigen Platz gesichert zu haben, ist ja unglaublich geduldig, aber allmählich hat doch Alles seine Grenze. Die Sache wird immer toller und man sieht nicht einmal einen Versuch, diesem Scandal ein Ende zu machen. Die Herren am grünen Tisch haben offenbar gar keine Ahnung von diesen Zuständen. Wir möchten dem Herrn Eisenbahnminister empfehlen, einmal an einem schönen Sonntag Nachmittag einen Ausflug zu machen und um sieben oder acht Uhr Abends zurückzukehren, aber in strengstem Incognito. Die zweite Classe ist womöglich noch schlimmer als die dritte, denn es sind viel zu wenig Wagen dieser Classe vorhanden, der geringe Unterschied im Preis schreckt Niemanden ab und sie wird zudem gar nicht mehr respectirt, was nach den heutigen Controleinrichtungen auch gar nicht zu verhindern ist. In früheren Zeiten, wo wir viel dürftigere Verkehrsmittel hatten, waren solche Zustände nicht vorhanden. So seltsam das klingt, so erklärt es sich einfach daraus, daß damals die Leute noch nicht beanspruchten, jeden Sonntag einen größeren Ausflug zu machen. Damals waren sie bescheidener, sind aber mit der Zeit durch die Vermehrung der Verkehrsmittel mit den ungesund billigen Localpreisen verwöhnt und verleitet worden, und jetzt steht man vollständig rathlos einem Bedürfniß gegenüber, das man künstlich hervorgerufen. Die Ausflüge der Massen nach nahegelegenen ländlichen Gegenden wollen wir wahrhaftig nicht tadeln; sie sind an sich wünschenswerth und könnten einen hohen volkserzieherischen Werth haben, der jetzt allerdings in sein Gegentheil verkehrt wird. Man sage auch nicht: Wem solche Sonntagserholungen nicht passen, der bleibe zu Hause oder laufe zu Fuß. Das Erstere zu thun, kann man dem mittleren und kleinen Mann, der sich die ganze Woche zu plagen hat, nicht zumuthen, das Letztere ist auch nicht mehr möglich bei den Entfernungen unserer Großstädte. Das Abgeordnetenhaus hat sich in seiner letzten Session tagelang mit den kleinlichsten Eisenbahnbeschwerden beschäftigt. Wenn an irgend einem Rest ein Schnellzug nicht hält, oder eine Bahnhofsrestauration etwas zu wünschen übrig läßt, das und dergleichen wurde weitläufig zur Sprache gebracht. Für so wichtige Fragen, wie den localen Berliner Eisenbahnverkehr, hatten unsere Vertreter der Hauptstadt kein Wort übrig; um solche Volksinteressen bekümmern sie sich nicht. Und bei so jammervollen Verkehrsverhältnissen denkt man noch an große Industrie- und Weltausstellungen, wo schon bei der jüngsten landwirthschaftlichen Ausstellung Tausende von Leuten wegen Mangels an Beförderungsmitteln stundenlang in dem knietiefen Koth des Treptower Parks stecken bleiben mußten. Wie gegenüber diesen argen Mißständen wirksame Abhilfe zu schaffen ist, mögen einsichtige Betriebstechniker entscheiden. Laien sind der Meinung, es könnte schon durch bedeutende Vermehrung der Züge, Absperrung der Perrons bei der Ankunft vollbesetzter Züge, Durchfahren von solchen ohne anzuhalten, Einschränkung der Fahrkartenausgabe auf eine beförderbare Menschenzahl, Anstellung von Beamten, die jeder Ueberfüllung entgegentreten, Abhilfe geschaffen werden. Jedenfalls kann es so nicht weiter gehen, wenn die Eisenbahnverwaltung nicht eine schwere Verantwortung auf sich laden will.

Y. **Berlin**, 19. Juni. (Telegramm.) Der Kaiser empfing heute, nachdem er früh um 7½ Uhr mit der Kaiserin einen Spazierritt unternommen hatte, den Minister der öffentlichen Arbeiten Thielen und dann den neuernannten Regierungspräsidenten für Königsberg und Köln v. Tieschowitz und Freiherrn von Richthofen. Um 1 Uhr nahm Allerhöchstderselbe eine Reihe militairischer Meldungen entgegen. — Morgen Vormittag wird Prinz Friedrich Leopold von Preußen von Kl.-Glienicke nach Berlin kommen und in Vertretung des Kaisers der Einweihungsfeier der Heilandskirche in Moabit beiwohnen.

⊙ **Berlin**, 19. Juni. (Telegramm.) Die Strafkammer des Landgerichts II, an welche die Sache vom Reichsgericht nach Verwerfung des freisprechenden Erkenntnisses zurückgewiesen war, erkannte heute in der Strafsache gegen den Chefredacteur der „Vossischen Ztg." Stefani wegen Beleidigung des früheren Gouverneurs von Ostafrika v. Soden. Das Urtheil lautet: Da Stefani den Wahrheitsbeweis für die Behauptung, daß Soden Landankäufe gemacht und das Land später theurer verkauft

---

Kathedrale seine Zuhörer mit einer Lobpreisung Ludwig's XIV. an, der Straßburg Frankreich einverleibt hatte, und schloß mit einem tiefen Sehnsuchtsseufzer nach dem verlorenen Elsaß. So spielen diese Priester ein doppeltes Spiel; sie schmeicheln sich den Franzosen als Priester der Revanche ein und erstreben doch nichts als die Wiederherstellung ihrer Herrschaft. Ob denn wohl das deutsche Centrum weiß, was hier von Orleans aus geplant wird? Deutsches Reich, sei auf Deiner Hut! Aber auch ihr Franzosen, öffnet die Augen!

Neben der unermüdlichen Thätigkeit Joseph Fabres arbeitete im Stillen der Klerus weiter, um die angeregte Begeisterung für sich auszubeuten. Eine Hauptstätte dieses Cultus müßte neben Orleans die Stadt Rouen sein. Hier hatte schon seit längerer Zeit die städtische Behörde den Plan gefaßt, das alte Denkmal der Jungfrau durch ein prächtigeres zu ersetzen; rasch eilte jetzt der dortige Erzbischof dem republikanischen Unternehmen zuvor zu kommen, die Priesterschaft sammelte Geld unter sich und mit großem Pompe wurde hier Ende Juni 1892 ein imposantes Denkmal mit Kuppelbau hoch über dem Seinestrom auf der „Adlerhöhe" eingeweiht. Zwanzig Bischöfe wohnten bei, feierte man doch gleichzeitig die silberne Hochzeit des dortigen Erzbischofs, d. h. sein fünfundzwanzigjähriges Bischofsjubiläum. Alle Behörden waren anwesend, und der Klerus war stolz darauf, mit seinem Feste einem Juden als Präfecten und verschiedenen hochgestellten Protestanten zu imponiren. Am Morgen hatte Pater Monsabré in der Kathedrale die Festrede gehalten. Wenn wir nur hier Zeit und Raum hätten, diese Rede in den Hauptzügen mitzutheilen! Wie pikant! Voltaire nennt der Redner „l'homme au coeur de Prussien". „O heilige Kirche des Erlösers, ruft er aus, du hast in der Person von Benedict Labre die äußerste Armuth erhöht, um gegen die lüsternen Begierden und den Mißbrauch des Reichthums zu protestiren". Und unterdessen wüthete in Frankreich der Panamaschwindel! (Labre, von Pius IX. canonisirt, war ein Bettler gewesen, der in Schmutz und Ungeziefer verkommen war). Und gleich darauf geht der Priester gegen den Dreibund los und verlangt das Reichsland zurück. „Heilige Kirche, erhöhe in der Person Johannens den christlichen Patriotismus, um Frankreich gegen die bewaffneten Bündnisse, die es bedrohen, zu beschützen, damit es im Geiste und der Tugend dieser tapfern und heiligen Jungfrau seine Grenzen zurückerobern kann." Heißt das Religion? Ist das eine christliche Predigt zur Erbauung der Seelen? Gegen das deutsche Reich hetzen diese römisch-katholischen Priester das französische Volk im Namen der Jungfrau von Orleans auf. Und trotz alledem mißtraut die republikanische Mehrheit dieser priesterlichen Begeisterung. Das Denkmal zählt nicht für die Stadt Rouen. Nur acht Tage nachher wurde in feierlicher Sitzung des Municipalrathes beschlossen, der Märtyrerin ein Denkmal von Seiten und auf Kosten der Bürgerschaft zu errichten. Man hat mir einen Auszug aus dem Register der Sitzungen geschickt, das Actenstück liegt vor mir, es ist würdig gehalten.

Aber selbst der Papst vermag trotz seines freundlichen Gebahrens das Vertrauen der republikanischen Mehrheit nicht zu gewinnen; er hat alle Franzosen, Priester und Laien, aufgefordert, den monarchischen Ueberlieferungen zu entsagen und sich an die Republik anzuschließen. Der alte kirchliche Sinn ist in der regierenden Classe erstorben. Der Präsident Carnot selbst hat sich bei seiner Anwesenheit in Orleans im Mai 1891 von der kirchlichen Feier fern gehalten. Und doch hat der Papst sehr schlau zu handeln geglaubt, als er das Flehen des Bischofs von Orleans Coullié, des Nachfolgers Dupanloups, erhörte und den Proceß um die Heiligsprechung einleitete. Jeanne d'Arc wurde vor der Hand vénérable, verehrungswerth erklärt, das ist die Vorstufe zum „anbetungswerth". Und nun eilte sofort der ganze Klerus und die ganze Reaction, überall religiöse Feste zu veranstalten, um ja die Jungfrau der Entweihung durch den Laiencultus, durch ein Nationalfest, wie es der Republikaner und Freund Gambetta's bezweckte, zu entreißen.

Ich will nicht all die Hauptstädte aufzählen, in denen der Klerus sein Spiel in Scene setzte. Paris fing an; die Regierung und alle Behörden blieben fern. Und doch hat man der Armee, den Officieren in festlicher Uniform gestattet, der Ceremonie beizuwohnen? Das ist nun eben einer der seltsamen Widersprüche, in die sich die heutigen „classes dirigeantes" verwickeln. Singen und beten will man mit den Priestern nicht, aber daß sich die Officiere durch die auf die Sinne wirkenden Ceremonien zu Ehren der Befreierin Frankreichs kriegerisch anfeuern lassen, nun, das kann keinen Schaden bringen. Ob dieser Widerspruch aber, wenn er den Officieren zum Bewußtsein kommt, nicht lähmend wirkt? Ich meine, doch. Aber Frankreich ist nicht mehr zu bekehren.

Und nun sehe man diesen Widerspruch zwischen Klerus und Laienwelt oder Republik in den verschiedenen Städten! Vielfach ist die Ceremonie ohne weitere Aufregung vorübergegangen, an Schaulust fehlt es ja nirgends, und mehr als andere Völker haben die Franzosen Gefallen an öffentlichem Prunk. „Ich war heute früh zum Hochamt in Notre-Dame", sagte ich einmal an einem Ostersonntag in Paris zu einer jungen Dame. „Ei," war die Antwort, „da müssen Sie eine schöne Ceremonie genossen haben." An religiöse Erbauung dachte das Fräulein nicht, die prunkhafte Ceremonie war die Hauptsache. Hören Sie, Herr Cardinal Erzbischof Richard von Paris? Kümmerlich ist das Große Fest in dem großen Bordeaux ausgefallen. Hier hatten einige Studenten den Cardinal Erzbischof Lecot gebeten, eine Messe zu veranstalten. Die Professoren der medicinischen Facultät und die der Facultät der Naturwissenschaften aber machten es ihnen zum Vorwurf, die Einmischung des Klerus in den Kreis von geistig unabhängigen und aufgeklärten jungen Leuten zu begünstigen. Die Studenten veröffentlichten darauf einen Widerruf in den Zeitungen. In Brest hinwiederum wohnten alle Civil- und Militairbehörden dem am Abend abgehaltenen Tedeum bei; Brest als eine der Hauptstädte der frommen Bretagne, und namentlich die hier vorherrschende Marine ist gut katholisch; letztere gab auch in den übrigen Städten der Bretagne den Ton an.

Ebenso wohnten in Dole im Jura der Unterpräfect, der General, die Officiere, alle Behörden dem feierlichen Tedeum bei. Le Hâvre, die ganz moderne Seestadt, hat einen kosmopolitischen Charakter; nur einige junge Leute haben sich hier privatim zu einer Gedächtnißfeier vereinigt. Sogar die Geistlichkeit hat sich hier ganz passiv verhalten und das conservative Journal hat nicht den Muth gehabt, dem im nahen Rouen gegebenen Beispiele zu folgen. Auffällig war es, daß in Montpellier auch in der protestantischen Kirche eine Gedächtnißfeier stattgefunden hat; vielleicht hat man doch einen gerechten Unterschied zwischen der Nationalheiligen und der Kirchenheiligen gemacht. In der Heimath der Jungfrau selbst ist vom Klerus nichts in Scene gesetzt worden, doch hat der Bischof vom nahen Verdun, der sich heuer auch in Orleans hervorgethan hat, seit Jahren schon für eine monumentale Kirche zu Ehren Johannens gewirkt.

Charakteristisch aber ist, daß in der sonst so frommen Vendée in Luçon der Maire rundweg abgeschlagen hat, der Kirchenfeier beizuwohnen, und noch entschiedener hat in Montargis bei Orleans der Präsident der Handelskammer die Einladung zum Tedeum abgelehnt, da er in all diesen Feierlichkeiten nur Kunstgriffe des Klerus erblickte, seine Herrschaft auszubreiten; die übrigen Behörden aber wohnten bei.

In deutschen Zeitungen hat man sich verletzt gezeigt, daß während all dieser Feste der Name Schiller's, des Dichters der romantischen Tragödie „Die Jungfrau von Orleans", nicht ein einziges Mal erwähnt worden sei, man hat darin einen Zug des Chauvinismus erblickt. Wie aber konnte hier Schiller mit herangezogen werden, wo es sich um eine kirchliche Manifestation handelt, mit der das Drama nichts zu thun hat? Der Artikel des Herrn Ph. de Grandlieu steht hier ganz für sich, diesem Herrn, den ich seit 1855 kenne (ich war damals gleichzeitig mit ihm in Orleans), muß ich eine besondere Besprechung zu Theil werden lassen. Wie darf sich hier Schiller über Vernachlässigung beklagen, wenn bei all diesen Festen keines einzigen französischen Dichters — und so viele haben die Jungfrau poetisch zu erheben gesucht — gedacht worden ist!

Ja man höre! Die größten französischen Historiker, ohne die die Geschichte der Jungfrau gar nicht in ihrer authentischen Wahrheit bekannt wäre, sind gerade bei diesen Festen auf das Schimpflichste behandelt, in den tiefsten Schmutz herabgezogen worden. Da erscheint in Paris seit fünfzehn Jahren ein der deutschen Presse natürlich unbekanntes bigottpfäffisches Blatt „La Croix", das seine ganze Nummer vom 4. Mai d. J. der Jungfrau gewidmet hat. Am Eingang sagt die Redaction: „An diesem Tage wird die ungeheure Menschenmenge, die die Heldin verherrlichen wird, dem Papste danken, daß er Frankreich diese Freude und diese Hoffnung gegeben hat. Unsere Leser werden mit uns Gott segnen, der da will, daß unser Vaterland sich endlich von seiner Erniedrigung wieder erhebt, da Er ihm solche Gnade erweist." Am Schluß aber beschimpft das Blatt die edelsten Namen der französischen Geschichtswissenschaft, die verdienstvollsten Verehrer der Jungfrau, wahre Zierden ihres Vaterlandes: Michelet, J. Quicherat, H. Martin, A. Vallet, S. Luce. Es waren eben „Freidenker". „Dieses Blatt", schreibt man uns, „hat eine ungeheure Verbreitung gefunden, es überschwemmt Frankreich und macht dem „Petit Journal" Concurrenz, sein Charakter ist ungestüm angreifend." Wie begeistert aber Joseph Fabre selbst, der doch in Frankreich ein Nationalfest zu Ehren der Jungfrau einführen will, sich über unsern Schiller ausspricht, das lese man in seiner 1884 erschienenen Biographie Johannens nach, wo er dem Drama zehn Seiten widmet; nur die Schlußworte will ich mittheilen: „Avec tous ses défauts . . . la Vierge d'Orléans est l'oeuvre la plus belle que Jeanne d'Arc ait inspirée. C'est l'honneur de l'Allemagne de l'avoir produite." Ich denke, diese Worte des französischen Patrioten werden auch die deutschen Chauvinisten zufrieden stellen. Nur von dem französisch-römischen Klerus dürfen sie nichts erwarten. Schiebt doch dieser selbst den Franzosen Joseph Fabre mit Stillschweigen bei Seite! Wie dieser Conflict enden wird, wer weiß es? Er rächt sich eben hier wieder die Unterdrückung der Reformation, als deren Vorläuferin wir mit Michelet Jeanne d'Arc hingestellt haben, und wir dürfen hier an die Worte Ernst Renan's erinnern, die er in der Widmung seines Werkes über den Apostel Paulus an seine Gattin gerichtet hat: „Quelques erreurs énormes entraînent notre pays aux abîmes; ceux à qui on les signale sourient. . . . Mehrere ungeheure Irrthümer reißen unser Land in den Abgrund; diejenigen, die man darauf aufmerksam macht, lächeln!"